

oder an die Zukunft mit Sorgen denkt, welche harte Prüfungen sie ihm noch bringen werde.

So war er von einem Orte zum andern gewandert, bis er nach Paris gelangte. Die Abenteuer, die er auf diesen Wanderungen bestanden, hätten, wenn er sie niedergeschrieben, einen gewiß nicht minder bogentreichen Beitrag zu den Denkwürdigkeiten aus dem Leben von A. bis B. gegeben, womit jetzt die Lesewelt überschwemmt wird.

In Paris ging, ohne daß er es ahnte, sein Glückstern auf; der erste schwache Schimmer zeigte sich darin, daß seine schöne Gestalt sehr Vielen auffiel, vorzüglich den Damen, und da sein ärmlicher Anzug verrieth, daß er einer milden Gabe sehr bedürftig sei, so wurde ihm aus freien Stücken und unaufgefordert manches Stück Geld in die Hand gedrückt, so daß er wenigstens nicht ohne Obdach blieb, und Hunger leiden durfte, obgleich seine Garderobe noch immer in einem fadescheinenden Rock und ähnlicher abgetragener Bekleidung bestand.

Seine schöne Gestalt und die regelmäßigen Züge seines Gesichts hatten unter andern auch die Aufmerksamkeit eines Malers auf sich gezogen; er redete ihn an, und machte ihm den Vorschlag, ob er ihm gegen eine Remuneration als Modell dienen wolle.

Lancelot nahm ohne langes Besinnen dies Anerbieten an, und fand sich auch bei dem Künstler, wann er ihm die Zeit dazu bestimmte, pünktlich ein. An einem Wintertage suchte Lancelot vor dem herabströmenden Regen unter einem Thorwege Schutz. Ein Fiaker fuhr vorüber. Der Kutscher wurde ihn gewahr und hielt an in der Meinung, daß Lancelot nur der Platzregen abhielte, auf der andern Seite der Straße seine Behausung zu erreichen; er fragte ihn:

„Mein Herr, soll ich Sie nicht auf die entgegengesetzte Seite fahren?“

Lancelot erwiderte in einem Ton, der Anmuth verrieth:

„Nein! ich habe Ursache, dies Anerbieten nicht anzunehmen.“

„Sagen Sie mir nur, wohin ich Sie fahren soll. Ich bringe Sie hin, wohin Sie es verlangen.“

„Ich wollte in die Gegend des Justiz-Pallastes,“ sagte Lancelot, denn dort wohnte der Maler, zu

dem er bestellt war, „ich will aber erst den Regen abwarten.“

„Warum das?“

„Warum soll ich's leugnen!“ rief Lancelot aus: „ich habe keinen Sous. Laßt mich in Ruhe!“

Statt nach einer so unhöflichen Ablehnung seines gutmüthigen Anerbietens weiter zu fahren, stieg der Kutscher vielmehr vom Bock, öffnete den Schlag des Wagens, faßte Lancelot am Arm und sprach:

„Man soll nicht sagen, mein Herr, daß ich einen so wunderhübschen Herrn hier in dem abschaulichen Wetter wegen Mangel von vier und zwanzig Sous habe stehen und sich erkälten lassen. Mein Weg geht vor dem Justiz-Pallast vorüber, und ich werde vor der Thür des Speisehauses zum heiligen Petrus anhalten, damit sie dort aussteigen können.“

Bei diesen Worten hob er Lancelot in den Wagen, schlug die Thür zu, bestieg den Bock und fuhr weiter. Er hielt Wort, und vor der Thür dieses in großem Ruf stehenden Speisehauses stieg er wieder vom Bock, öffnete, ehrerbietig den Hut abnehmend, den Wagenschlag, und sprach:

„Sie haben mir gesagt, mein Herr, daß Sie kein Geld bei sich hätten, ich bitte Sie daher um die Gefälligkeit, dies von mir anzunehmen. Sie werden dort sehr anständige Gesellschaft von jungen Herren finden, die Ihnen eine angenehme Unterhaltung gewähren wird. Mein Name ist Sicard, mein Fiaker hat die Nummer 144 und Sie können mich daher leicht finden, wenn Sie mir mein Darlehn wiedererstatteten wollen.“

Sicard war rasch wieder auf den Bock seines Fuhrwerks und jagte davon.

Petrieres war ganz verduzt, der Kutscher hatte ihm einen Louisd'or gegeben. Er ging jedoch nicht in das Speisehaus, sondern zu dem Maler, der schon bei dem schlechten Wetter darauf gefaßt war, daß er nicht zu ihm kommen würde. Dieser Maler, obgleich sein Name bald in Vergessenheit gerathen wie seine mittelmäßigen Gemälde, wurde damals von einigen einflußreichen Personen der höchsten Stände — es hieß, er sei der Bastard eines Herzogs — sehr protegirt. Es gehörte dies daher zum guten Ton der vornehmen und eleganten Welt, und diejenigen, welche sich dazu gezählt wissen wollten, waren